

Der kleine Bund

«Paarungsszenen sind nie zu sehen»

Tiere Afrikas im Museum Löwen-Idyllen in Schaukästen: Das Naturhistorische Museum Bern befasst sich mit seiner kolonialistischen Geschichte. Gut so, sagt Historikerin Gesine Krüger.

Regula Fuchs

Das Naturhistorische Museum hat seine historischen Afrika-Dioramen mit neuen Informationen versehen. Da heisst es zum Beispiel, dass da ein westliches, kolonial geprägtes Bild von Afrika gezeigt werde. Ist das nötig?

Ich finde es sehr gut, dass das Museum nicht einfach die Ausstellung neu konzipiert, sondern sich mit seiner eigenen Geschichte befasst hat – das gefällt mir als Historikerin natürlich. So einen selbstkritischen Blick zu entwickeln, ist ja nicht einfach, und es beeindruckt mich sehr, wie gut das in Bern gelungen ist.

Die «Tiere Afrikas» in Bern stammen zum grossen Teil von der Berner Grosswildjägerin Vivienne von Wattenwyl und ihrem Vater Bernard, die in den 1920er-Jahren Häute und Knochen aus Ostafrika mitbrachten. War so eine Zusammenarbeit üblich?

Ein Teil der Tiere, die wir in Naturkundemuseen sehen, stammt aus Zoos. Aber ich gehe davon aus, dass die Mehrheit gejagt wurde. Um diese grossen Tiere zu erlegen, brauchte es natürlich Spezialisten, und darum trafen die Museen Vereinbarungen mit Grosswildjägern. Aber es gab auch Museumsdirektoren, die selber jagten.

Wie häufig waren Frauen als Jägerinnen?

Auf Grosswildjagd gingen meistens Männer, aber es war nicht ganz ungewöhnlich, dass auch Frauen jagten. Grundsätzlich war der Kreis der potenziellen Grosswildjägerinnen und -jäger beschränkt, da diese Art der Jagd in der Regel adligen und grossbürgerlichen Kreisen vorbehalten war.

Wie muss man sich solche Safaris vorstellen?

Die Safari war im 19. Jahrhundert eine Art wanderndes Dorf, luxuriös ausgestattet mit Köchen und Trägern, die Foto- und Jagdausrüstungen, feine Speisen und Getränke, Kleidung und faltbare Badewannen transportierten. Lokale Experten stellten die Safaris aus, meistens hatten Einheimische aber eine dienende Funktion. Ganz interessant ist übrigens der Zusammenhang zwischen Grosswildjagd und Naturschutz: Grosswildjäger waren die Ersten, die festgestellt haben, dass die Tiere verschwinden – logisch, sie selber waren ja dafür verantwortlich. Eine Konsequenz war, einheimische Jäger zu Wilderern zu erklären und lokale Jagdtraditionen zu verbieten.

Die von Wattenwyls hätten von kolonialen Strukturen profitiert, um die erlegten Tiere nach Bern zu bringen, heisst es im Museum. Was bedeutet das konkret?

In den 1920er-Jahren war der afrikanische Kontinent fast vollständig kolonisiert. Wenn von kolonialen Strukturen die Rede ist, beginnt das schon bei der Ausstellung von Jagdlizenzen und anderen Dokumenten durch die Kolonialbehörden, zum Rei-



Im neu gestalteten Eingangsbereich ist etwa zu erfahren, dass viele Tiere in der Afrika-Sammlung von einer Grosswildjagd in den 1920er-Jahren stammen. Foto: Nelly Rodriguez (NMBE)

sen wurden die durch koloniale Zwangsarbeit erbauten Eisenbahnnetze und Strassen genutzt, auch Kranken- und Missionsstationen konnten wichtig sein. Manche Jäger tranken mit den Gouverneuren Tee oder Gin & Tonic. Es gab in dieser Zeit gar keine Möglichkeit, sich ausserhalb dieser kolonialen Strukturen zu bewegen.

Also hatte die Schweiz mit Jagdunternehmungen à la von Wattenwyl Anteil am kolonialen Projekt?

Natürlich. Und das ist ja nur ein kleiner Aspekt der Schweizer Verstrickung mit dem Kolonialismus. Wirtschaftshistorische Studien haben belegt, wie



«Im Dienst der Wissenschaft zu jagen, war natürlich ein edlerer Beweggrund, als Trophäen im eigenen Salon aufzuhängen.»

Gesine Krüger
Historikerin

Schweizer Firmen von Sklavenhandel und Kolonialismus profitierten. Die Schweizer Wirtschaft insgesamt war bis zum Ende des Kolonialismus in Strukturen tätig, die kolonial geprägt waren, wie auch nicht? Daran ist nichts Erstaunliches. Erstaunlich ist vielleicht, wie lange man sich in der Schweiz selbst erzählen konnte, man habe nichts mit dem Kolonialismus zu tun gehabt. Offensichtlich galt es, eine gewisse Unschuld für sich zu reklamieren. Aber niemand ist historisch unschuldig.

Welche Rolle spielte die Wissenschaft für die Grosswildjagd? Die Naturhistorischen Museen waren schliesslich Abnehmer der Tiere.

Die Verwendung für wissenschaftliche Zwecke konnte der Jagd einen Nimbus des Nützlichen verleihen. Vom vermeintlichen Schutz einheimischer Dörfer vor wild gewordenen Elefanten und gefährlichen Löwen bis hin zum Dienst an Wissenschaft und Naturschutz konnte die Grosswildjagd so immer wieder veredelt werden. Nur wenige Jäger sagen oder schreiben, dass sie einfach grosse Tiere töten möchten. Im Dienst der Wissenschaft zu jagen, war natürlich ein edlerer Beweggrund, als Trophäen im eigenen Salon aufzuhängen. Allerdings darf man nicht vergessen, dass zu jener Zeit zoologische und botanische Sammlungen angelegt wurden, die tatsächlich für die Wissenschaft wichtig waren.

Dioramen gibt es seit den 1930er-Jahren. Wie kam man

überhaupt auf diese Form der Präsentation?

Es ist eine historische Form der Kontextualisierung. Man zeigte die Tiere in ihrer Umgebung, um einen Eindruck davon zu geben, wie sie sich in ihrem Lebensraum verhalten. Das ist bei der Präsentation eines einzelnen Tiers in einer Vitrine nicht möglich. In dieser Hinsicht beinhalten die frühen Dioramen bereits Gedanken der Ökologie – die Vorstellung einer grundsätzlichen Vernetzung der Tiere untereinander, mit anderen Spezies und mit ihrem Lebensraum. Sozusagen ein kleines Stück von einem ganzen Ökosystem.

Aber die Dioramen führen ja auch eine total inszenierte Natur vor. Wie geht das mit ihrem Bildungsauftrag zusammen?

Ja, sie bewegen sich in einem Spannungsfeld zwischen Bildung und Spektakel. Häufig sind Dioramen ja wie eine Bühne gestaltet, mit Hintergrund und Vordergrund. Die Tiere treten auf. Interessant ist aber nicht nur, dass sie inszeniert sind, sondern auch, was sie zeigen – und vor allem, was nicht. Paarungsszenen etwa sind nie zu sehen. Nur ganz selten werden Kämpfe gezeigt oder dass sich Tiere gegenseitig töten. Meistens bekommt das Publikum eine Familienidylle zu sehen, Kleinfamilien in friedlicher Interaktion. Also weder Liebe noch Tod, weder Sex noch Crime.

Ein Stück bürgerliches Zeitalter im Naturkundemuseum also.

Absolut! Vielleicht ist es überinterpretiert, aber die Afrika-Dioramen im Naturhistorischen Museum Bern wurden 1936 eröffnet, also zwischen den Weltkriegen. Was wir da sehen, hat viel mit Bürgerlichkeit und mit der Sehnsucht nach einer heilen Natur und nach Normalität zu tun.

Afrika-Spezialistin Gesine Krüger

Gesine Krüger ist Historikerin und Professorin für Neuere Geschichte am Historischen Seminar der Universität Zürich. Sie forscht hauptsächlich zur kolonialen und postkolonialen Geschichte Afrikas. Krüger befasst sich auch mit dem Verhältnis von Mensch und Tier in

historischer Perspektive sowie mit der Geschichte der Jagd. In einem Aufsatz zeigt sie, dass Tierliebe und Jagd sich nicht ausschliessen. Krüger tritt an einem Podium des Naturhistorischen Museums zum Thema Grosswildjagd und Kolonialgeschichte auf. (reg)

Die Geschichten dahinter: Das Dioramen-Update

Die Dioramen im Naturhistorischen Museum Bern kennt jedes Kind: die Löwen, Zebras und Gazellen hinter Glas, die inmitten von gemalten Landschaften, künstlichen Tümpeln und Felsen stehen. Viele von ihnen stammen aus den 1930er-Jahren, als das Museum an seinen jetzigen Standort an der Bernastrasse zog. Wie stark die Dioramen Ausdruck ihrer Entstehungszeit sind, darauf verweisen neue Informationstafeln und eine frisch gestaltete Eingangszone bei der Afrika-Sammlung.

Zu erfahren ist beispielsweise, wie sehr die Dioramen eine kolonial geprägte Illusion von Afrika wiedergeben – die menschenleere Wildnis lade geradezu dazu ein, von Europäern entdeckt zu werden. Das Museum erläutert auch, dass viele der präparierten Tiere

1923/24 von der Berner Grosswildjägerin Vivienne von Wattenwyl und ihrem Vater Bernard erlegt wurden. Letzterer schloss mit dem Museum die Vereinbarung ab, dass er die Tiere jagen und dem Haus zur Verfügung stellen würde, wenn dieses die Frachtkosten übernehme.

Auf den Informationstafeln bei den einzelnen Schaukästen steht zudem, wie gefährdet die Tiere sind und woher die tierischen Objekte kommen. Auch weisen die Tafeln auf Fehler hin – bei den «Tieren Afrikas» gibt es etwa einen asiatischen Geier – oder darauf, dass am Flusspferd kaum etwas echt ist. Damit bekommen die altbekannten Schaukästen eine ganz neue Dimension – und das Publikum erfährt die hoch spannenden Geschichten dahinter. (reg)